

Neujahr 1925: Selbstvertrauen.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

In den Reden an die deutsche Nation schrieb Nietzsche: „Die Hoffnung einer besseren Zukunft allein ist das Element, in dem wir noch atmen können. Aber nur der Träumer kann diese Hoffnung auf etwas anderes gründen, denn auf ein solches, das er selbst für die Entwicklung einer Zukunft in die Gegenwart zu 'egen vermag.' Nur auf der eigenen, inneren Kraftentwicklung, die unabhängig von den Leiden und Freuden der Außenwelt vor sich geht, beruht solches Gelingen.“

Wenn wir am Jahreswechsel ins Unge- wisse blicken, haben wir als feste Stütze nur das eigene Selbst. Da ist wohl die Frage am Platz: Können wir uns darauf verlassen und sind wir gerüstet für alles, was uns treffen mag? Je ernster die Zeit ist, desto berechtigter scheint diese Frage, denn alles kommt darauf an, ob man dem Schicksal tapfer oder ängstlich ins Auge sieht. Wer vor seiner Zukunft steht wie an einem Spielfeld und auf blinde Zufälle harret, ist ein Tor, aber auch der ist ein Narr, der sich bang vor dem Kommenden vertriecht und den Reiz der Stunde verschmachtet vor dem ungewiß Drohenden, denn immer beantwortet sich die Frage: Was ist die Zukunft für dich? mit dem einzigen Wort: Nichts, als du selbst.

Wie du den Ereignissen gegenüberstehst, so wirken sie auf dich, besonders jetzt, obwohl es immer heißt, daß der Einzelne in der Masse verschwindet. Auch die Angst vor der Zukunft ist etwas Persönliches, aber sie ist ansteckend wie eine böse Krankheit und dadurch wächst der Schaden, den sie anrichtet, ins Unendliche. Freilich ist die Furcht, die wir bekämpfen müssen, angeboren. Woher sie kommt, ist Geheimnis. Warum erkennt das Rädchen, das eben die Hülle des Eies gesprengt hat, den Schrei des Raubvogels, den es noch niemals vernommen und wußt in den Schuß der Henne? Menschen und Tiere, wir alle sind mit Ängsten geboren, alt wie die Welt. Heute noch empfinden

wir Gemütsregungen der primitiven Menschen, die viel Ursache hatten, vor unbekanntem Feinde zu erschauern. Furcht ist natürlich. Aber es ist Aufgabe der inneren Kraft, sie zu überwinden und aus dem natürlich schreckhaften den selbstbewußt sicheren Menschen zu bilden.

Der Selbstbewußte achtet sich selbst. Wer dies tut, achtet aber gewöhnlich auch die fremde Persönlichkeit, wie Samuel Smiles in seinem Werk von den Charakteren annahm und begründete. An dieses Wort des Philosophen zu

erinnern, ist der Beginn des zweiten Jahr- hundertviertels wohl geeignet. Wenn sich Europas Völker selbst achten, so achten sie auch die anderen und werden von diesen wieder ge- achtet. An sich selbst muß jedes Volk zu arbeiten beginnen, wie es die Aufgabe und der Zweck jedes Einzelnen ist, unabhängig an sich selbst zu formen.

Beim Jahreswechsel steht man wie auf einer schmalen Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft still. Man sammelt sich und faßt in

seinem Gedanken Erinnerungen und Wünsche, Sorgen und Wünsche zusammen. Es ist unser Glück, aber auch unsere Tragödie, daß wir niemals im Berweilen Verdrängung empfinden, sondern immer die Hände nach vorwärts strecken, ein Neues, Unbekanntes zu erhaschen. Deshalb empfinden wir besonders stark bei Jahreschluß und Anfang jene Mystik, die das Ganze mit dem Einzelnen, das Äußere mit dem Inneren verbindet. Wir werden uns der Unabänderlichkeit jedes Schrittes bewußt, den wir getan, und sehen uns nun zwischen dem Unüberbringlichen und dem Ungewissen ohne einen anderen Stütz- punkt zu haben, als Vertrauen auf das eigene Selbst.

„Wenn der Pöbel aller Sorten
Tanzt um die goldnen Räder,
Halte fest! Du hast im Leben
Doch am Ende nur dich selber.“

Dieser Vers, den Theodor Storm für seine Söhne geschrieben, gibt den dichtesten Aus- druck dessen, was man am 1. Januar 1925 einem jeden zurufen sollte. Was wir mit der Hand ertasten, ist noch lange nicht unser festes Besitz, nur was wir mit dem Herzen greifen und darin halten, ist wirklich unser. Das Leben geht seinen Weg, es folgen sich Wochen, Monate und Jahre, ob Sturm über die Lande fegt oder ob Sonne scheint. Auch der Sturm, der im ver- gangenen Jahrhundertviertel bis in die ge- heimsten Winkel jedes Daseins fuhr, ist vorüber- gebracht, und wenn das Rad der Zeit noch immer schwerfällig über Hindernisse rollt, ein- mal wird es freie Bahn bekommen, und zeigt sich, wessen Selbstvertrauen stark genug war, auszuhalten in toller Fahrt. Ernst liegt noch über den Festen der Jahreswende, aber trotzdem feiern wir sie, von Zuversicht erfüllt. Denn in der Zuversicht liegt die stille, sieghafte Größe, deren wir und deren unser Land bedarf. Selbstvertrauen sei die Lösung fürs kommende Jahr!



Das neue Jahr.

Von Ernst Jahn.

Das neue Jahr zieht in das Land,
das taufend Leinwandlein schaut.
Es trägt ein Schwert in seiner Hand
und an der Schulter eine Laute.

Es blickt daren sehr kriegerisch
und hat noch sich vorgenommen,
auf alles Uebel frei und frisch
mit seinem blanten Stahl zu kommen.

Es möchte gern den eiteln Geiz,
die Räder und die Rädertraden,
den Müder, Fieb und andern Schred
um ihre Köpfe ferner machen.

Es liehe in das Weltesamt,
den Hof, den Trug und and'res Grausen
aus dem inneren Hand- und-
einmal die scharfe Klinge lauten.

und könne dann zum Gegenfeind
wo einer sich in Sernot fühlte,
ein Querschloß wem zumalmetzt,
ein Vieblein, das ihm Schmerzen küßte,

spielt' eine Aste in den Schlaf
und zweien Glücklichem zum Retzen.
Wo ein verirrtes Kind es traf,
wird' ihm sein Spiel den Heimweg zeigen.

Ei ja, es ist ein frommer Sald,
den man mit Zuhelfen herfürte,
wenn nur in die aller tollsten Welt
es nicht wie alle Irdenen müßte.

Ei ja! Und doch! Willkommen sei's!
Man's manchem Schelm den Lohn nicht geben,
wenn's Trost für wen's Trost nur weh,
es bringt doch eins: Noch ein Stück Leben!



Nüchtern aber steht er neben ihr, und wie es dann gekommen, sie wissen es beide nicht, aber sein Arm hat sich um ihre zarte Gestalt geschlungen und ihre frischen, roten Lippen wissen nichts von Widerstand gegen seine bürigen. Das Glück liegt über ihnen wie Weihe; Vergangenheit, Zukunft vergehen im Traum einer Gegenwart!

Wie sind so verurteilt, daß sie das Eintreten des Apothekers überhören, der mit einem Laut sittlicher Entrüstung das Doppel raub gerührt. Da aber zieht der Leutnant zür- truden an sich und Arm in Arm treten sie vor den alten Herrn, und erbitten seinen Segen. Die Ueberrauschung! Was aber will ein guter Vater tun, wenn er das Bittern und Flehen in den Augen seines einzigen Kindes sieht, und das kümmernde Drängen eines Vater- landsverteidigers; da muß er nachgeben.

Gerührt geht er selbster in den Keller, wo, geschützt gegen alle feindliche Luft, in einem Geheimtischchen noch ein paar Flaschen vom ältesten rheinischen Weib verkauft liegen; sie sollen mit ihrem Gold die Stunde festlich machen. Prachtige, geschliffene alte Römer host die Wirtschaftlerin heran, dann tritt der gestrenge Vater, fäß vorständig räul- pernd, wieder in das Zimmer, wo die Besen- den wie selbstvergessen am Fenster stehen und hinausblicken auf den Rhein.

Ein kurzes, energisches Pochen an der Türe, der Burche steht in der Öffnung und melbet in dienstlicher Haltung: „Befehl für Herrn Leutnant. Aufbruch zum anderen Rheinufer. Sammelplatz auf dem Markt. Antreten so- fort.“ Pfiffja hinschickend schaut er auf die hübsche Maid am Arm des Herrn Leutnant, dann macht er Irram kehrt und seine tappenden Schritte verhallen auf dem Fluß.

Abwärts! Einmal klingen die Römer mit hellem Ton zusammen, golden leuchtet der edle Wein, wie glückverheißend, sie trinken auf das Vaterland, die Freiheit, auf die Liebe und das Glück, und dann kommt der Abschied. Im Städtchen Caub ist ein gar geheimnis- volles Leben heute abend, es klingt wie ab- gedämpfter Marschtritt ganzer Regimenter, und vom Rhein her leises Sämmern, ein

taufendes Hin- und Herleiten von Küssen, dann das Ankreichen von Konton an Konton zu einer Brücke, die zunächst bis zur 'leinen Insel mitten im Rheine reicht, wo die alt- Pfalz so wunderbar verjornten träumt, um sich dann darüber hinaus weiter zu strecken bis zur Ferne des anderen Ufers, wo der Feind noch steht. Da, wie die Strömung braust, als wolle sie die Geräusche all mit ihrem Tosen überhören. Rest Kommandos der der Straße, in langer Reihe ziehen sie heran, Soldaten, in stachelstollerer Masse und nun heißt es: Halt! Aus dem Gange lösen sich einzelne Gestalten, die Offiziere, die noch einmal Kriegerart hatten, lust unter dem Fenster zürtrude, und eine Hand winkt einmal nach, wie abschiednehmend zu ihr hinauf; dann reißt er sich der Masse wieder an, verschwindet im Grau.

Pferdegetrappel! Reiter nahen, an ihrer Spitze ein wenig vor den anderen ein Einzel- ner. Da geht es unten durch die Masse wie Bewegung, ein flüsternd Lachen, grab als der Schein einer vorbeiziehenden Fadel den Reiter streift, sieht zürtrude, daß es ein Greis auf einem Schimmel ist; sie steht den alten staubbegauten Mantel, sieht weißes Saal- den weißen Bart, die jugendliche Haltung und die Uniform der Husaren; das ist ja Blücher, unser Feldmarschall! Und in der Räte steht der Alte unbewegt am Ufer und wechset leise Grüße mit den Soldaten: „Vor- wärts, Kinder,“ wie drängend ruft er es, „sieh geht's nach Weilschlag.“ Er zieht den Degen und weist nach Westen: „Kinder, die Folgen sie sich im neuen Jahre wundern! Ja, vor- wärts, vorwärts!“

Die ersten Röhne find schon vollbesetzt, es ist das „Erlie Opreuhilde Infanterieregiment“, das als Schrittmacher der Kommenden zum anderen Ufer überseht, um dort das Land vom Feind zu säubern, eh' erst 'ie ganze Masse deutscher Regimenter über die Brücke kommt.

Schon zürtrude schaut und schaut über den Rhein; leise trübt hat der Vater den Arm um ihre Schulter gelegt. Da, hoch, in das nicht Kanonenhülle, und wieder, wieder; ah,

wie das arme Herz nun klopft, denn er ist drüben, Friedrich. Eben sieht sie, wie ein aufend Licht den Nebel zerteilt, und lauchend sieht ein Blick aus Eisenmond. In stiller Not faltet sie küll die Hände und ließt den Himmel an um ein Erbarmen für den Ge- liebten.

Dort drüben hat Friedrich und seine Kom- pagnie, in Dedung an den Feind heran, ihn übertracht, so daß er, sich umzingelnd laub- bend, entlicht; kaum hat er Gegenwehr ge- leistet und Verluste find nicht zu beklagen.

Kun find die Preußen Herren des heini- gen Kobens hier! In das ein gutes Dnen für das neue Jahr? Sein kleines Häuflein hat die Waage. So mandert er kontrollierend, waschlam auf und ab. Merkwürdig, wie der Nebel sich verjoren hat. Vom anderen Ufer grüßt mit hellen Fenstern Caub herüber, und eins der Fenster ist's, da er — ist es nicht eben erst — mit seinem Glück gestanden hat. Er träumt in dieser Nacht von seiner Liebe.

Tief tönen nun zwölf Glodenschläge durch die Nacht, sie läuten das neue Jahr ein: 1814, in dessen Schoß schon das Geheimnis der Welt- wende liegt. Und tausend Wünsche freuen Hin und Her, wo immer Liebe hoffend lacht. Der zwölfte Schlag, — verfallend klingt er über den Rhein.

Das neue Jahr beginnt . . .
Ein neuer Morgen tagt!

Neujahrspruch.

Was ist ein Jahr? Ein wilder Schrei,
Ein süßer Klang, zu schnell vorbei.

Dem Einen wird's zum Glücke,
Dem Andern brigh's in Stüde.

Ich wünsch Dir ein Jahr, das sei
Von schöner, sanfter Melode!

Hans Böhge.

Aus der Silvesternacht 1813.

Erzählt von P. Wild.

Graue Nebel breiten sich wie schwere Decken über den Strom und vertiehn noch die Schwärze seiner Dunkelheit. Wenn sich die Wolken, vom Winde gelagt, sehr ebenlang aufgehend verteilen, dann klären oben am hohen Himmelsohne goldene Sterne zudend auf, um gleich darauf wieder im Grau einer ungeschätzten Hülle zu verschwinden. Un- wirklich tauchen aus dem Dämmergrau die Silhouetten der Berge, die das Ufer des mächtigen Stromes wie ernste Riesen bewachen, in brandendem Raufsen kringt durch die Stille die Melodie des Rheins, in ung'brochener und nimmermüder Reihhaftigkeit.

Das kleine Städtchen Caub liegt im Freuden des letzten Abends eines abschließenden Jahres, es ist das Jahr 1813, dessen Kreislauf so bald schon beendet ist. Im Hause des Apothekers Windisen, dessen Haus mit hohen Himmelsohne goldene Sterne zudend auf, um gleich darauf wieder im Grau einer ungeschätzten Hülle zu verschwinden. Un- wirklich tauchen aus dem Dämmergrau die Silhouetten der Berge, die das Ufer des mächtigen Stromes wie ernste Riesen bewachen, in brandendem Raufsen kringt durch die Stille die Melodie des Rheins, in ung'brochener und nimmermüder Reihhaftigkeit.

Der Kampf der Weltanschauungen im ersten Viertel des Jahrhunderts.

Von Kurt Engelbrecht-Ströbgen.

Ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit dem die 19 vor die letzten beiden Ziffern unserer Jahreszahl setzen. Damals erlebten eine ganze Reihe zum Teil recht weitläufig angelegter Werke, in denen die Welt kulturellen wie auch die rein technischen und zivilisatorischen Errungenschaften des Jahrhunderts zur Darstellung kamen. Man konnte beaechtete Vorkämpfer auf diese Errungenschaften hören, und allemal wurde dabei Kultur mit Stofftieren und wechselt. Man begreift auch allererst, daß und am weitesten nicht unbedeutend, der Kultur, die wir in Vergangenheit und nicht fortgesetzt, die Technik und Naturwissenschaft gering achtete und im Augenmerk nur auf das Geistes-Kulturelle richtete.

Selbstverständlich mußte damals auch dem unbefangenen Beobachter klar werden, daß wir uns in einem scharfen Kampf der heftig einander widersprechenden Weltanschauungen befinden und daß wir von einer Entscheidung in diesem Kampfe noch sehr weit entfernt waren.

Wir dürfen uns also heute nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts wohl die Frage vorlegen, wie sich der Kampf der Weltanschauungen, an dem wir die so fortgesetzt irrenden beileibe nicht und doch von einer Entscheidung in diesem Kampfe noch sehr weit entfernt waren.

Die bestimmenden Weltanschauungsanschläge im 19. Jahrhundert waren auf der einen Seite religiös optimistische und spekulativ-idealistische, auf der anderen Seite Feuerbachs nüchtern philosophischer und Marx' praktisch-wissenschaftlicher Materialismus. Dem Idealismus erlaubte in dem reinen Vermutlich, daß es sich bei ihm um eine einfache, im menschlichen Geist lebende, während der Materialismus einen Geschehen in der neuen moralischen Naturlehre fand, die doch eigentlich mit Weltanschauung gar nichts zu tun hatte. Nichts raute dabei am Ende des Jahrhunderts als ein wahrer Geistessturz in den Abgrund der Unwissenheit und Ungläubigkeit hinein. Obwohl man sich fast allgemein mißtrauend und mit ihm nur erst wenn auszufragen wußte, war der naturwissenschaftlich-moralische Materialismus doch gefestigt genug, um alsbald für sich in Anspruch zu nehmen.

Wir leben heute, doch das Nebeneinander damals zweifellos auf Seite des Materialismus war. Feuerbach, Marx, Darwin, Nietzsche, von den in die uferlose Breite der Selbstbeobachtung nach innen wühlten, zog und Hädel ganz abweisen, das waren Namen, deren Ruf den Wohlklang der großen Kantensprüche laut überdiente. Die fortwährende Entwicklung der Naturwissenschaften und Technik tat ein übriges, um ganz offensichtlich dem Materialismus den Sieg zu sichern. Es war natürlich, wurde ja auch nur ein kleines Weltmühen willer, in das er schiedt, der sich mit dem spekulativen Idealismus Nichtsches denkbar gut vertragen. Und als der Darwinismus die Lehre vom Kampf ums Dasein als eine Weltanschauung des brutalen egoismus, nach der auch der Mensch mit un-freiem gebundenem Willen in der rein natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung hineingerät, ließ, sorgfältig ausgebaut hatte, läugerte der Kampf zugunsten des Materialismus entschieden.

Über gerade hinsichtlich der beiden Hauptfragen der materialistischen Weltanschauung, Darwinismus und Nietzsche, haben die letzten 25 Jahre eine vollkommene Neuprüfung und Klärung gebracht, die das Jüngere der Dinge doch mehr und mehr nach der Seite des Idealismus ausgleichend ließ. Die Lehre vom Kampf ums Dasein stellte sich als rein naturwissenschaftlich als dringend revidierungsbedürftig heraus. Man hatte in das anscheinlich unglückliche Naturgesetz einen menschlich geistigen Gehalt hineingebracht, der dort nicht am Platze war. Wie konnte von Kampf geredet werden, wo es sich doch nicht um

Bewußtseinsvorgänge und Willensbetätigungen handelte. Damit war denn auch das Denken und Handeln des Menschen dem Zwange des Gesetzes von Ursache und Wirkung entzogen. Man mußte die langsame Freiheit des Willens wieder anerkennen. Das Reich des Geistes war entriegelt und hatte seine Daseinsberechtigung selbständig neben dem Reich der Materie auch in dem Augen zahlreicher Naturwissenschaftlicher wieder gewonnen.

Und Nietzsche erschien bei genauerer Betrachtung nicht mehr als der große Revolutionär und Zerstörer des geistigen und kulturellen Daseins. Man sah, daß nicht ein unfruchtbarer Skeptizismus, sondern ein lebensbejahendes Individualismus das Mark seiner diesseitig schmerzhaften Philosophie bilde. Man konnte ihn sehr wohl zum Zeugen gegen den Materialismus und Darwinismus aufrufen, da für ihn der Welt zur Macht ein leidlich geistiges Kampfmittel bedeutet und da seine aristokratische Denkweise dem marxistischen und darwinistischen Mobilisierungswort der breitensten Massen-influenz schmerzhaft widerläuft.

Es hat sich denn im Kampfe der Geister allmählich eine Umwälzung zu gunsten des Idealismus vollzogen. Selbst ausgesprochene Stepler wie etwa Spengler wollen den Darwinismus als Weltanschauung nicht gelten lassen und wenden sich einer vorwiegend idealistischen Betrachtungsweise der geisteswissenschaftlichen Vorgänge innerhalb der Kulturwissenschaft zu. Ein ausgeprägter Materialismus ist fast nur noch bei der Volksbildung zu finden. Sein Wirken

dort ist aber immer noch gefährlich genug, und er verlangt, daß ihm unentwegt ein widerstrebendes und erstarrtes Bewußtsein entgegenstellt werde. Er bestimmt die Denkt- und Handlungsweise breiter Schichten unseres Volkes, er beeinflußt immer noch geradezu entscheidend das wirtschaftspolitische Leben, und bedroht uns mit einem Verfall in elende Trägheit.

Der Krieg mit seinem unglücklichen Ausgang und die nachfolgende Inflationszeit mit ihrem wirtschaftlichen Jammer haben das Jähre dazu beigetragen, den Gegensatz zwischen idealistischer und materialistischer Weltanschauung noch freier hervorzutreten zu lassen. Die geistigen Mächte in unserem Volk rangen bitter um ihr Dasein. Sie sind gefolgt aus dem Kampfe hervorgegangen. Volk, Vaterland, Nation sind nicht mehr Worte und Begriffe, sondern lebendige Vorstellungen, mit denen sich ein heiliger Wille verknüpft, sie zu Tat und Wirklichkeit werden zu lassen.

Da haßt sich denn ein erster sichtbar Sieg des Idealismus an, dessen Vollendung wir für die Zukunft erhoffen dürfen. Aus Wägen, Zeitungen, Zeitungen heraus muß der Idealismus unter das Volk treten und in der Welt voller Kraft und geschäftlicher Begeisterung ansetzen. Das aber wird in demselben Augenblick geschehen, da man nicht mehr die Welt des Geistes, sondern die Welt der Wirklichkeit hält, sondern sich davon überzeugt hat, daß die Welt nur Form und Ausdruck jener anderen, wahrhaft wirklichen, in die Ideen und Vorstellungen, in Gedanken und Gefühlen unseres Volkes lebendig lebt und weht.

Silvesterbräuche.

Wenn des Jahres letzte Stunde erklingt und der Grog und der Panisch die Gemüter erhitze, ist auch der Zeitpunkt da, wo sich der Schiefer über unsere Zukunft gelegt ist, ein wenig läßt. Wir brauchen nur Blei zu gießen, um „ganz genau“ zu wissen, wie es um unser Wohl und Wehe im neuen Jahre bestellt sein wird! Hat das gesoffene Blei die Form eines Ringes oder Kranzes, so wird der, der die Form löst, im nächsten Jahre eine Hochzeit oder Kindtaufe haben — in Fall er dazu nicht zu jung oder zu alt ist. Hat das gesoffene Blei die Form eines Anstiegers oder einer Krone, so ist dies ein Anzeichen von großem Glück; das gegen seinen ein Kreuz oder ein Menschenfährd als recht bedeutende Anzeichen. Lange Stiele sind unbedeutend, lange Fäden dagegen deuten auf ein langes Leben. Hat das gesoffene Blei die Form eines Reifens, so ist nach der einen Deutung Glück irgendwelcher Art, nach der anderen Deutung ein freudiges Ereignis zu erwarten. Erinnert das Metall an Roos, so steht Geld in Aussicht, jedenfalls ein guter Gewinn. Ganze Platen bedeuten viel schöne Ereignisse; herrliche Gebilde weisen an, daß es sich im neuen Jahre „schon machen“ wird. Gemeine lassen auf Glück und Unglück schließen. Viel feines Zeug deutet auf Väterlein. Doch genug hieron!

Sich beliebt ist am Silvesterabend bei heiteren Taktieren das Schutwerfen und Werfen mit Pfeilspitzen. Ein Mädchen, das in der zwölften Stunde ihren linken Schuh auszieht und über den Kopf wirft, weiß, ob sie im folgenden Jahre noch im Hause der Eltern bleibt oder ob sie ein eigenes Heim gründen wird. Das erste ist der Fall, wenn die Spitze des Schuhs (beim Zurückdrehen nach dem Wurfe) dem Hausdachboden zugewendet ist, während die abgewendete Spitze eine „Aus-dem-Hause-gehen“ andeutet.

Ein anderes Drafel, das nur ein wenig komplizierter ist, betrifft das Schalenwerfen: ein Apfel wird ringsum, ohne daß das Schalenband beim Wälzen in Stücke geht, gefüllt, worauf die Schale ebenfalls über den Kopf geworfen wird. Aus den Ritzeln und Schälchen werden die Haken der Schale mit der Anfangsbuchstabe oder zufälligen „Schals“ herausgesehen.

Für die Kinder ist das Schimmenlassen von Pfaffenfischen ein beliebtes Silvestererzählung. Ein Wasserdampf wird mit Wasser gefüllt. Nun bekommt jedes Kind 3 Zentimeter lange Stäbchen eines Wachsflodes. Jedes solche Stäbchen wird in einer hobierten Nadelstange befestigt und diese dann als „Nadelstange“ auf den „Leid“ gelegt. Nun werden sämtliche Nadeln in dem gleichen Augenblick angeschoben. Wenn Lichter am längsten brennen, der wird im nächsten Jahre die größte Freude erfahren. Auch ein hübsches Spiel gibt's. Jeder markiert sich drei Pfaffenfische. Auf ein gegebenes Zeichen werden sämtliche Schiffe, die natürlich gleich langen Dacht und Masten von derselben Art haben müssen, angebracht. Während die Lichter brennen, macht der Spielleiter auf Papier lose kleine Rubriken, als „Schiffe“ vorhanden sind; oben kommt der Name zu stehen. Wer das erste Lichtchen verloren hat, bekommt eine 1 notiert, der Besitzer des nächstverlorenen Lichtchens eine 2 usw. Wer zum Schluss abdiert die größte Zahl hat, ist der Gewinner des Lichtspiels und erhält eine Tafel Schokolade oder ein anderes Geschenk, das schon vorher zurechtgelegt worden ist.

Silvester im Gebirge.

Skizze von Otto Rombach.

Die wir durch mannhohen Schnee, der die Pfade und Schluchten verweht hatte, herausgefunden waren aus dem Tal, sahen nun oben in fast verwehter Blöckchen hinter die verrosteten Fenster. Ein kleiner, verdrückter Lammkraut — aus niedriger Dime unter windigsten Stellung haben wir keine Krone herausgetragen — schmeckte unseren flogigen Tisch. Anselm hatten die Scheite im Ramin und waren zufrieden übersehen ledender Pflanzen an die niedrige Dede.

Still war es in dem kleinen Haus, das eingebettet lag in einen Sattel der Graze des Hochfalles. — Es war ein harter Weg gewesen herauf. Aber die Sechsbühne ein ungroßen Schiern hatten gute Dienste getan. In großen Duerungen die Dänge schneidend, floss unser Entropfen läber und läber. Dann sahen wir das Haus: ein Auge nur, ein Fenster aus dem Schnee. Den Firn. — Schon fast der Abend in die Taler nieder; die Sonne war ein Glühen um die Gießerhäupter der hohen Tauern. Gleich einer großen Herde gigantischer Wieweltiere lag das Gebirge in unserem Blick. Zwischen den Höden flatterten Nebelwesen, wie schmeckende Schleierflügel geweihter Opferster. — Und die Nacht hoch lag auf, amethylen leuchtend die herrliche Ruppel des Himmels, durchnäht vom Gesäder der Sterne. —

Schweigen lag über dem Alt. Erhabenes Schweben göttlicher Wunder. —

Langsam nur ließen die Tränen gefühlvolzen Eltes am Fenster herunter; aber größer und größer wurde der Kreis, den mein Sauch bildet. Fern lag ich die Finken in blauenem Nola verglommen, im Tale ein Licht. —

Und neben mir hinstierte wützig ein Alt unerses Feins, Amaliden Lammkrautbaumes. — Uns dante, die unbewohnte Stube gabde aus ihren Gebälke den kalten Atem des Winters. Hoch drang die Wärme der Lammkrautseite nicht durch. Das Wasser, das von unseren deren Schuhen troff, seichnete die Nagelbilder auf den Dielen wieder. —

Obwohl wir uns alle kannten — meine Schwabinger Freunde, denen kein Ort zu ernst und keine Stunde zu unlegen war — sahen und gingen wir wortlos herum. — War es die Allmacht der Berge, die in winterlicher Majestät vor uns aufgeflogen war, oder war

es die Welle der letzten Jahresstunde — still sahen wir zusammen, schlürften unser heißes Getränk und standen dann an den niedrigen Fenstern, hinausstarrend in die klare Nacht.

Sier war keine Glöde und keine Uhr, deren Schlag uns die Jahresende veränderte hätte; unsere Lohschneuten allein, die wir am Bahnhof verglichen hatten, gaben uns Bescheid. Vor uns auf der kalten Tischplatte, eingeklemmt in einen Lammkrautweg, lag das gelbe Gebälke, und der schmale Zeiger schob sich langsam vor. —

Nach fünf Minuten! Wenn auch der Wind hereinwehte durch die Lärkchen, wenn auch die Wärme des Raumes in leuchten Schweben sich dampfhaft hinnauswalte — auf dem Plateau, wo die unendliche Welt vor uns ausgebreitet lag in anbetungswürdiger Majestät, wo wir branten die Dörfer und Glühen der Menschen im Grau des Tales verdammt liegen haben und nur der Himmel über uns und die Berge um uns uniere Welt waren, dort wollten wir diese Minute erleben.

Arm in Arm schritten wir hinauf zu dem Kreuz, das in eisernem Geläde weisheit über das Land zu sehen ist. Da hörten wir plötzlich aus veränderter Tiefe fernem, gedämpften Klang von Glöden. Ruhe floren herauf von der Umhülle am Gamsborn, wo Schneefußläufer, wie wir, nächste Herberge bezogen hatten. —

Einer aber aus unserem Kreis, der vorausgeeilte zu der Kapelle Labor auf der nächsten Erhebung des Bergzuges, sollte an uns vorbei mit seinen eilenden Brettern. Ein Aufschauhen war sein Ruf: „Prost Neujahr!“ — Wie ein selbstamer Segler der Bergzüge pfeifte er hinunter, freilich und fuhr große Kuroren aus. Wieder lehte er ein, warf sich zum Sprung — Weit hinausfliegend in die Nacht lag ich ihn abgelenkt über den Abgrund. — Aus der Tiefe jedoch hörte ich seinen gläsernen Ruf zwischen den Stimmen anderer Menschen allmählich veredeln. —

Wir aber war es, ich hätte die Zeit an mir vorüberziehen lassen. Die Zeit, die uns alle mitreißt im wilden Laumel. Einem Laumel, wie dem, der auch mich ergreift, als ich am frühen Morgen auf demselben Hang hinunter meine Fahrt machte. —

Freitag, den 2. Januar beginnt mein

Inventur-Ausverkauf

Kein Umtausch! der seit Jahrzehnten weit und breit sehr geschätzt wird.

Barkauf, Kleiderstoffe in Wolle, Seide und Baumwolle
Damen- und Kinderbekleidung
Leib-, Bett- und Tischwäsche, Leinenwaren
Gardinen, Teppiche, Möbelsstoffe
Decken usw.

Bruno Freytag

Halle (Saale)
Geegründet 1865

Keine zugekaufte Ware, nur Lagerbestände!

Qualitätsware auffallend billig!

Spröde und rote Haut

Ausprägung der Hände und des Gesichts, Wurmlöcher u. unrein. Leim
Leokrem
Dieses bewirkt sofortige Erholung des übermüdeten, beschädigten Gesichtes
Leimcreme